




Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrich-Ettville.

1915. * Nr. 10.

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rißel.

(Fortsetzung.)

Das Schicksal der Burg Rosenstein war besiegelt. Unweigerlich mußte dem Befehl des Königs gehorcht werden, der über die Feste und ihre Verteidiger das gleiche Schicksal wie über sämtliche eroberte Raubritterburgen verhängt hatte. In Flammen sollte die Burg aufgehen, ihre Mauern gebrochen werden, daß kein Stein auf dem andern bliebe und die Stätte, wo sie gestanden, wüst und unwirtlich sei für ewige Zeiten. Die überwundenen und gefangenen Landfriedensbrecher aber waren vor den Stuhl des Herrschers zu führen, auf daß gerechtes Urteil über sie gefällt werde. So lautete das Gebot, das der auf das Höchste über die Untaten der Rosensteiner empörte König seinem Feldhauptmann Heinz von Horn gegeben hatte.

So schwer es Heinz mit Rücksicht auf Walburga auch wurde, den Befehl auszuführen — er mußte es. Die in der Mitte des Hofes mit bleichen Gesichtern auf einem Haufen zusammenstehenden Gefangenen, wurden zum Tore hinausgeführt; unter lautem Jubel folgten die Scharen der Sieger und ehe noch der letzte von ihnen die Talsohle erreicht hatte, loderte eine mächtige Feuersäule auf dem Felsen empor — ein weithin leuchtendes Zeichen für die umliegenden Lande, ihnen verkündend, daß die Gerechtigkeit wieder ihren Einzug gehalten.

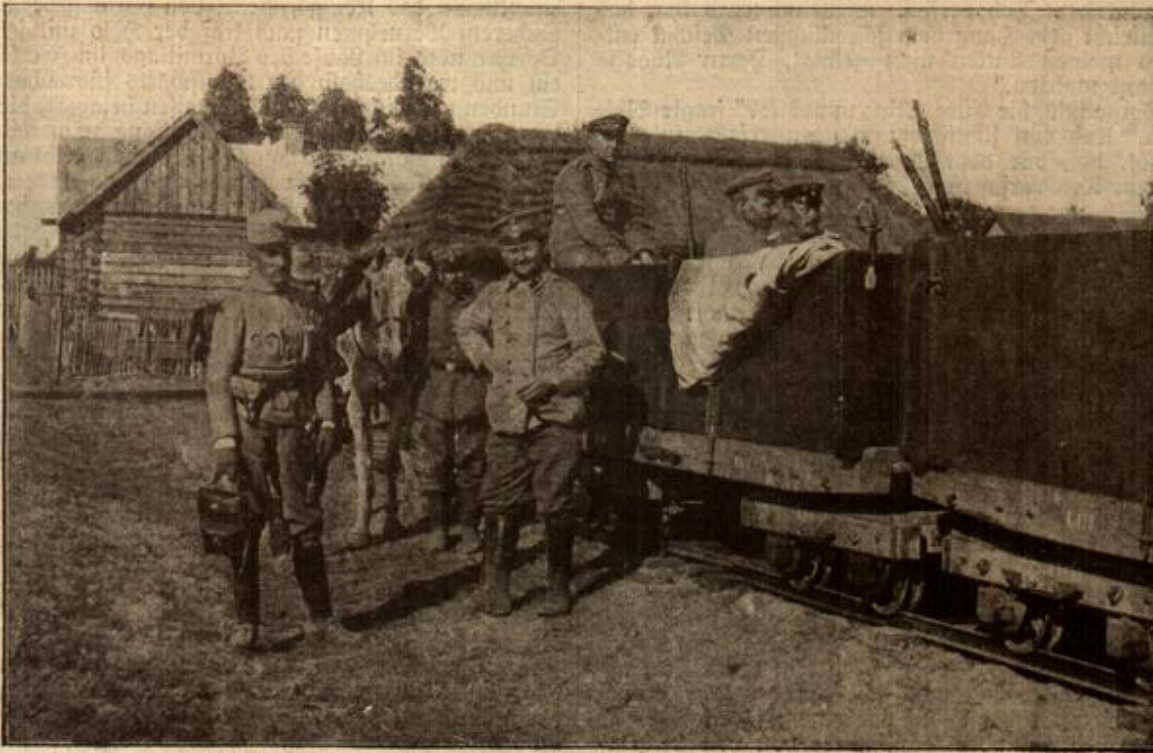
Die in voller Pracht am kristallklaren Firmament emporsteigende Sonne des neuen Tages beleuchtete in dem sonst so einsamen Tale unterhalb des Rosensteins ein kriegerisches Bild. Dort hatten die Sieger für den Rest der Nacht ihr Feldlager

aufgeschlagen und schickten sich eben an, wieder von dannen zu ziehen, um sich wieder mit dem Heere König Rudolfs zu vereinen. Schon standen die Rotten des Fußvolks geordnet zum Abmarsch bereit — die Reiter harrten des Befehls zum Aufsitzen, aber der Feldhauptmann zögerte immer noch. Dort unter den Buchen stand er in eifrigem Gespräch mit der schönen Jungfrau, die in der vergangenen Nacht die Streiter auf dem schwindelnden Felsenpfade hinauf nach dem Mauerspörtchen geführt hatte, und der man im Grunde genommen allein die schnelle Eroberung der Feste verdankte.

Was er nur so lange mit der Schönen zu verhandeln hatte? Warum trug er ihr, die doch seine Liebste war, wie man ja gestern bei der zwischen den beiden stattgefundenen Begrüßung gesehen hatte, nicht seinen schuldigen Dank ab, indem er sie herzlich in die Arme nahm und küßte? Statt dessen stand er so steif wie ein Stod vor der lebhaft auf ihn Einsprechenden, trug eine Miene zur Schau, als wäre ihm das größte Leid wider-

fahren, und hatte zudem noch gar keinen Bissen von dem köstlichen Frühstück genossen, das ihm sein Knappe, der Heyno, bereitet hatte. Die vornehmen Leute hatten doch immer in ihrem Tun und Lassen etwas Besonderes, Unerklärliches — auch der von allen vergötterte Heinz von Horn machte darin keine Ausnahme.

Das waren so die Betrachtungen, welche die nach ihrem jungen Feldhauptmann



Waffenbrüder auf dem Kriegshauptplatz in Russisch-Polen. (Mit Text.)

heimlich lugenden Reizigen und Anechte unter sich anstellten. Hätten sie eine Ahnung davon gehabt, wie tiefunglücklich sich ihr junger Gebieter fühlte, in welch zerrissenem Gemütszustand er sich befand, so würden ihm die Waderen gewiß ihre Teilnahme nicht verweigert haben.

Die Eroberung der Feste Rosenstein hatte die sämtlichen körperlichen und geistigen Kräfte Heinz von Horns angespannt,

so daß er für Stunden sein Herzleid vergessen konnte — jetzt war dasselbe in überwältigender Stärke wieder in ihm erwacht, so daß er kaum das Triumphgefühl über den errungenen Sieg, die stolze Freude über die ihm winkenden Ehren empfand. Aller Ruhm und äußerer Glanz erschien ihm nichtig, wenn er als Mensch des Herzens höchstes Glück entbehren sollte, aber sein frommes Gemüt bewahrte ihn davor, das Geschick anzuklagen, vielmehr betrachtete er das Walten desselben als eine ihm von dem Herrn auferlegte schwere Prüfung, die er als Mann bestehen mußte. In den wenigen Stunden der Nacht, welche der Ruhe gewidmet waren, hatte er sich in heissem Gebete Fassung errungen — er wollte und mußte das stürmische Begehren seines Herzens mit ehernem Willen niederzwingen und im Streben nach ritterlicher Tugend, in der Erfüllung seiner Pflichten seine einzige künftige Lebensaufgabe erblicken.

Vor Tagesanbruch schon durchschritt der junge Ritter das Lager und mahnte die Streiter, sich zum Aufbruch zu rüsten. Eben schiedte er sich an, seinen noch schlummernden Knapen Heimo zu wecken, als aus dem Zelte, in welchem die Frauen weilten — auch die alte Friedegund und Trudelein waren von der Köchlerhütte nach dem Lager gekommen — Walburga von Rosenstein trat und ihm mit strahlendem Lächeln entgegenlief. Innige Hingebung sprach aus ihrem ganzen Wesen, aber wie ein Schatten flog es über ihre lieblichen Züge, als sie die traurigste Miene des Ritters gewahrte. Und ihrer Besorgnis Worte gebend, begann sie zögernd:

„Herr Heinz von Horn — ich kenne Euch nicht wieder! Anstatt der hochgemuten Siegesfreude prägt sich in Euren Zügen finstere Ernst? Hat Euch ein Leid betroffen?“

Der hingebungsvolle, warme Ton, in dem die Jungfrau sprach, der ihm verriet, daß seine heißen Gefühle erwidert wurden, rührte wieder alle Qual im Innern des jungen Ritters auf. Es mahnte ihn etwas, Walburga mit einigen Worten die offene Wahrheit zu enthüllen, aber ein Zweifel band ihm die Zunge. Die Erinnerung an die ihm gestern von der alten Friedegund auf seine Frage gegebene Antwort war es, die ein leises Hoffen in ihm ausgelöst hatte. Wenn ihm die Alte auch jede klare Antwort verweigert hatte, so war nach seinem Empfinden dennoch aus ihren Worten zu entnehmen, daß er sich täusche, wenn er Walburga von Rosenstein für die verlorene Schwester hielt. So erwiderte er denn auf die Frage der Jungfrau ausweichend:

„Die Sorge drückt mich Teure, welches Schicksal der Euren harret. Eure Bitte, die Brüder zu verschonen, gedacht ich zu erfüllen, doch verhüten kommt ich nicht, daß Euer Bruder Jörg in seiner blinden Wut dem Tod verfiel. Vielleicht ward ihm das bessere Teil, vielleicht geht Haug dem schrecklichsten Geschick entgegen, wenn es meinen Bitten nicht gelingt, Herrn Rudolfs Gnade für ihn auszuwirken.“

„Nur diese Sorge ist's, die Eure Stirn umwölkt?“ fragte Walburga zweifelnd. Und von sichtlichem Bangen erfaßt, fuhr sie fort: „Ihr glaubt, daß vor dem Strafgericht des Königs mein Bruder Haug dem Tod verfallen ist?“

„Mit eiserner Strenge ahndet Herr Rudolf Landfriedensbruch!“ entgegnete Heinz ernst. „Zu schimpflichem Tode wurden alle die adeligen Räuber verdammt, deren Burgen der König gebrochen.“

Eine Pause entstand. Walburga war bleich geworden. Mit gepreßter Stimme hob sie nach einer Weile wieder an:

„Nie haben meine Brüder es verstanden, in meinem Herzen Neigung für sie zu erwecken. In ihrer niederen Habgier war ich ihnen von je ein Dorn im Auge, weil ich gleiche Rechte wie sie auf unserer Väter Haus besaß. Und ruchlos trachteten sie stets, mich meines Erbteils zu berauben. Vielleicht wär' ihnen dies gelungen, hätte die alte Friedegund mich nicht gestachelt, meine Rechte zu behaupten. Von allen auf der Burg war Friedegund die einzige, die mir in Treuen beistand, auf die ich fest vertrauen konnte. Ich folgte der Getreuen Rat und wehrte mich tapfer wie ein Mann, so daß sie mich die wilde Burga nannten. Ihr selbst ward Zeuge, wie ich meine Rechte verfocht. Daß aber bei dem steten Hader mit den Brüdern das Pflänzlein Liebe nicht in meinem Herzen keimen konnte, das werdet Ihr verstehen, und werdet auch verstehen, daß mich über Jörgens Tod kein tiefer Herzensjammer erfaßt. Trotz alledem eracht' ich es für meine Pflicht, als Schwester meinen Bruder Haug vor einem jähen Tode zu bewahren. Er war der minder Schlimmere von den beiden.“ Und in leidenschaftlicher Aufwallung mit beiden Händen des jungen Ritters Rechte ergreifend, fuhr die Sprecherin fort:

„Drum bitt' ich Euch bei allem, was Euch heilig ist — bei Eurer Mutter — bei der heißen Minne, die ich für Euch empfinde — erbarmt Euch meines Bruders! Ihr steht in hoher Gunst bei König Rudolf — Eure Fürsprache vermag ihn zu retten!“

Mit übermenschlicher Willenskraft zwang Heinz das überwältigende Glücksgefühl zurück, das ihn bei den Worten der Jungfrau durchströmte und entgegnete mit traurigem Kopfschütteln:

„Naut nicht zu fest auf diese Gump, o Teure! Bei aller seiner Güte ist Herr Rudolf ein strenger Richter, wenn das Maß der Schuld bei dem Verлагten zum Überlaufen gefüllt ist! Und Euren Bruder Haug zeugt man der schwersten Fehle!“

„So will ich meine Bitten mit den Euren vereinen! Der König wird des Bruders sich erbarmen, wenn er vernimmt, daß ich, die Schwester, Euch auf geheimem Pfade nach dem Rosenstein geführt. Er wird sich erbarmen, wenn Ihr, sein Günstling ihn beschwört, des Mannes zu schonen, dessen Schwester dereinst als Weib an Eurer Seite —“

„Haltet ein, o Teure!“ unterbrach Heinz die zärtlich zu ihm Aufblickende mit von Leidenschaft und Schmerz durchbelebter Stimme. „Ein Paradies erschließt Ihr vor meinen Blicken, doch ist es mir verwehrt, es zu betreten, eh' mir Gewißheit ward!“ Und die Hand der besangenen vor ihm Zurücktretenden wieder ergreifend, fuhr er fort:

„Wie es auch kommen mag, du Liebe, du meines Herzens Teuerstes auf dieser Welt — für dieses Leben bleiben wir vereint! Zu meiner lieben Mutter führe ich dich — als Tochter wird sie liebend dich empfangen!“

Langgezogene Hörnertrufe tönten jetzt aus dem Lager und die vom langen Warten ungeduldig gewordenen Führer der Schlachthäufen näherten sich dem Feldhauptmann, um seine Befehle einzuholen. Die Pflicht rief. Langsam gab Heinz die Rechte der ihn angstvoll ansehenden Jungfrau frei und wendete sich an die ihn ehrfurchtsvoll umstehenden Rottenführer.

„Fertig zur Heerfahrt!“ schallte gleich darauf seine helle Stimme gebieterisch durch das Tal, und einer riesigen, gleißenden Schlange gleich, setzte sich der Zug waffenklirrend in Bewegung, nordwärts dem Heerlager König Rudolfs zu.

10. Ausklang.

In dem anmutigen Tale des Kocherflusses, wo der Beherrscher des Reiches sein Lager aufgeschlagen hatte, herrschte heute ungeheurer Jubel. Unabsehbar waren die Massen des Volkes, die sich zwischen den Zeltreihen durch die Scharen der bewaffneten Kriegsknechte drängten. Alle waren sie gekommen, um den Gewaltigen zu begrüßen, dessen starke Faust den Troß der adeligen Räuber gebrochen und der dem Lande endlich den so lange ersehnten Frieden gegeben hatte. Nach vielen anderen Räuberburgen war gestern die Feste Hohenallfingen unter dem Ansturm der königlichen Mannen gefallen und heute in aller Frühe hatte ein Reitender die Kunde gebracht, daß auch der Schrecken des Landes, der Rosenstein, von dem tapferen Feldhauptmann des Königs, Heinz von Horn, gebrochen worden sei. Sicherem Vernehmen nach traf der Held mit seinen siegreichen Scharen noch im Laufe des Vormittags im Heerlager des Königs ein und war deshalb der talaufwärts führende Weg schon seit Stunden von dichten Menschenmassen belagert, die bereit standen, den Siegern einen jubelnden Empfang zu bereiten.

Auch in die große Eingangshalle eines dicht am Flusse liegenden Gutshofes war die Kunde von der nahe bevorstehenden Rückkehr Heinz von Horns gedrungen. Ein hochgewachsener, geharnischter Rittersmann mit eisgrauem Bart hatte sie der zarten, silberhaarigen Matrone gebracht, die jetzt seine beiden Hände festhaltend, mit bittenden Blicken zu ihm auf sah und ihn mit Fragen überschüttete. Lächelnd wehrte er ab und wiederholte immer wieder: „Weiß weiter nichts, liebe Schwester, als was der Reitende berichtet. Von einer wunderholden Jungfrau geführt, hat Heinz mit seinen Mannen auf steilem Felsenweg die Burg erstiegen.“

„Wer war die Jungfrau, Bruder Werner? Hat dies der Bote nicht vermeldet?“ fragte die Greisin dringend.

„Ich sag' es dir ja schon, lieb Schwesterlein! Der wilden Brüder Haug und Jörg von Rosenstein leibliche Schwester ist's gewesen, die unserem Heinz geholfen hat.“

In dem milden Anlitz der Matrone, in der wir sofort an der überraschenden Ähnlichkeit mit Heinz von Horn dessen Mutter erkennen, zeigte sich etwas wie Enttäuschung. Mit zagernder Stimme fragte sie weiter:

„Die Schwester der Ritter von Rosenstein ist es gewesen, Bruder Werner? Wirklich die Schwester? Und Heinz hat mir doch anvertraut, daß er auf dem Rosenstein die gefunden, nach der mein ganzes Herz sich sehnt? O sage mir, Bruder — glaubst du nicht —“

„Ich glaube nichts und weiß nichts, liebe Fräulein!“ unterbrach der Ritter abwehrend die Sprechende. „In wenigen Stunden wird sich alles klären — so lange gedulde dich! Mich ruft die Pflicht zum Herrscher — lebe wohl!“

Und waffenklirrend schritt der gewaltige Mann zur Halle hinaus.

Sinnend schaute ihm Frau Fräulein nach. Noch tausend Fragen hätte sie an den Bruder richten mögen, um zu erfahren, ob auch er die gleiche Hoffnung hege, wie sie ihr zitterndes Herz erfüllte. Seitdem Heinz im vorigen Jahre von seiner Fahrt

„Wart nicht an dich auf diese Götter, o Leute! Bei aller Eile
wird die Zeit nicht vergehen, wenn ihr die Augen nicht schließt
und die Hände nicht hebt, so werdet ihr die Strafe der Götter
erfahren.“

„So daß er für Stunden sein Gesicht vergraben konnte —
er war so sehr erschrocken, daß er nicht mehr aufblickte
und die Hände nicht hob.“

nach Schwaben zurückgekehrt war und ihr die inhaltschwere Kunde gebracht hatte, daß er allen Anzeichen nach die Schwester auf dem Rosenstein gefunden, lebte sie in fiebernder Erwartung dahin und zermarterte sich den Kopf im Ausfinden von Möglichkeiten, wie ihr liebes Töchterlein Friedlinde auf den Rosenstein gekommen sei. Vergeblich hatte sie den Sohn mit Fragen bestürmt, unter welchem Namen und in welcher Eigenschaft Friedlinde auf dem Rosenstein lebe — er hatte sie stets auf die alte Friedegund verwiesen und erklärt, daß er erst dann offen reden könne, wenn jeder Zweifel gehoben sei, damit ihr, der Mutter, vielleicht eine grausame Enttäuschung erspart bleibe. Dabei hatte er sie jedesmal mit so todestraunigen Blicken angesehen, daß ihr armes Mutterherz von neuen Sorgen erfüllt wurde. Was war in ihren früher so frohgemuten Heinz gefahren, das ihn zu einem so stillen Träumer machen konnte, wie er es seit seiner Rückkehr aus Schwaben war? Sie kannte den Sohn nicht mehr, der wortkarg jedem Gespräch über seine bestandenen Abenteuer auswich, allen Freunden der Jugend entsagt hatte und nur dann innerlich aufzuleben schien, wenn von der geplanten Heerfahrt König Rudolfs nach Schwaben die Rede war. Trotz des sie erfüllenden Bangens, den geliebten Sohn in Krieg und Gefahr zu wissen, hatte sie ausgeatmet, als das Heer sich rüstete. Sie war dem Zuge gefolgt, um so rasch wie möglich Gewißheit zu erlangen über das, was ihre ganze Gedankenwelt ausfüllte, und vielleicht auch über die Ursache des rätselhaften Wesens ihres Heinz ins Klare zu kommen. Und jetzt hatte sie vernommen, daß die liebliche Schwester der Ritter von Rosenstein die vermeintlich Wiedergefundene?

Das Heer der sie bestürmenden Zweifel drohte der armen Dulderin die Sinne zu verwirren. Mit einem schweren Seufzer wandte sie nach dem Winkel und sank auf den Bettschemel vor das Bildnis des Gekreuzigten, um ihre kummervolle Seele in inbrünstigem Gebete zu entladen.

Aus dem das Gehöft umschließenden Garten drang berauschernder Blütenduft herein. Fink und Amsel schlugen draußen um die Wette; lärmendes Gezwitscher der Sperlinge mischte sich dazwischen und aus dem Buschwerk weit hinten tönte das süße Flöten einer Nachtigall. Des Lenzes Spielleute taten ihre Pflicht und erfüllten mit ihren jubelnden Weisen alles was atmete mit neuer Hoffnung und neuem Lebensmut.

Auch die einsame Veterin in der Halle empfand unbewußt den Zauber des Frühlings. Es drängte sie hinaus ins Freie unter die hochwipfeligen Ulmen und Eschen, in das von Blüten und Knospen übersäte Maiengrün. In tiefen Bügen die balsamische Luft atmend, wandelte sie zwischen blühenden Sträuchern nach einem von einer Gruppe mächtiger Ulmen umgebenen Rasenrund, von dem man das Tal nach aufwärts übersehen konnte. Auf der dort befindlichen Ruhebänk ließ sie sich nieder und sah sehnsuchtsvoll nach dem fernen Höhenzuge, hinter welchem der Rosenstein lag.

Aus dem Heerlager trug der Frühlingswind das Stimmengewirr der dort versammelten Menge herüber, ein Geräusch, das Frau Irngard so vertraut war, daß sie seiner gar nicht mehr achtete. Doch jetzt scholl das Brausen an; langgezogene Posaumentöne, Zinkenklirren und Paukenschlägen durchzitterten die Luft, und tosender Jubel des Volkes erschallte. Frau Irngard konnte von ihrem Platze aus deutlich sehen, daß die Massen sich talaufwärts drängten, wo eine mächtige Staubwolke sichtbar ward, in welcher Speere, Schilde und Panzerheinden in der Maiensonne bligten. Es war kein Zweifel — ihr lieber Heinz kam mit seinen Scharen von dem Rosenstein zurück — die Stunde der Entscheidung war gekommen.

Mit unendlicher Langsamkeit vergingen der bebend Hartenden die nächsten Viertelstunden. Die deutlich von ihr vernommenen Rufe der Menge: „Heil Heinz von Horn!“ — „Heil dem Sieger!“ und das Trommetengeschmetter waren verhallt und nur ein wirres Summen klang vom Lager herüber, ab und zu von brausendem Jubelgeschrei der Menge unterbrochen. Heinz war wohl vor dem königlichen Zelte angekommen und erstattete Herrn Rudolf Bericht über die vollbrachte Sendung. Immer noch mußte es eine geraume Weile dauern, bis sie, die Mutter, den Sohn und vielleicht auch die wiedergefundene Tochter in die Arme schließen durfte. Doch jetzt klirrte die Gartentür und geführt von einem reißigen Knecht näherten sich drei Frauen und ein riesenhafter Greis dem Eingang des Hauses. Wer waren die Fremden? Eine seltsame Ahnung durchzuckte Frau Irngard, und mit beflügelten Schritten eilte sie den Kommenden entgegen, aus deren Gruppe sich bei ihrem Nahen die hagere Gestalt eines alten Weibes löste und, die Hände Frau Irngards ergreifend, dieser schluchzend vor die Füße sank. Frau Irngard wußte nicht wie ihr geschah. Das Gesicht der Knienden war ihr nicht fremd. Das mußte die alte Friedegund sein, von der Heinz erzählt hatte, daß sie die einzige sei, welche die Wahrheit über die verlorene Tochter enthüllen konnte.

„Friedegund?“ rang es sich in bebender Frage von ihren Lippen. „Du kommst, um meines Herzens zehrendes Sehnen zu stillen? Wo ist mein Kind? O führe es in meine Arme!“ „Frau Irngard, geliebte Herrin — so ist es mir vergönnt, Euch wiederzusehen, Euch mit der Tochter wieder zu vereinen!“ stammelte die Alte, indem sie die Hände Frau Irngards mit Küffen bedeckte. „Dem Herrn im Himmel sei gedankt, daß er vor meinem Ende mir dies Glück noch schenkte!“

Und sich erhebend, nahm sie die eine der mit ihr gekommenen Jungfrauen an der Hand und führte sie der alten Edelbame durch Tränen lächelnd mit den Worten zu:

„Hier bringe ich Euch Euer Kind — Friedlinde von Horn!“

(Schluß folgt.)

Ditrich der Eisenmann.

Historiette von Rudolf Freiherr von Gottesheim.

(Nachdruck verboten.)

In der Zeit, als der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I., der von 1713 bis 40 seine Lande regierte, noch am Throne saß, hauste in Grunewald, nächst Berlin, ein Schmied mit Namen Ditrich. Er war ein hochstämmiger, herkulisch gebauter Mann, dessen unbeugsame Entschlossenheit und Tatkraft völlig gleichen Schritt hielten mit seinen physischen Kräften.

Was er sich vornahm, durchzusetzen, mußte auch durchgesetzt werden, und galt es auch mit allen Furien des Unheils und Ungemachs zu ringen, weshalb er auch allgemein „Ditrich der Eisenmann“ genannt wurde.

„Ich bin ein rechtschaffener Kerl und trete deshalb jedem ungeheuer entgegen, niemanden fürchtend, selbst den König nicht, und diesen am allerwenigsten, weil er ein ebenso rechtschaffener Kerl ist, wie ich!“ so pflegte er stets, stolzerhobenen Hauptes, zu sagen und bewies das auch bei jedweder sich ihm bietenden Gelegenheit. Daß er es auch mit seinem Ausspruche völlig ernst meinte und glaubte er sich im Rechte, dann setzte er sich aufs allerhöchste Ross, um erbarmungslos alles niederzureiten, gleichviel wer und was es auch war, das ihm entgegenkam; obwohl er durchaus kein geistiges Kirchenlicht und nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig war.

In seinen jungen Jahren diente er als Grenadier beim Leibregiment der sogenannten „langen Kerle“ des Königs und kannte dessen Gepflogenheiten genau, wohl wissend, daß dem König die körperliche Größe weit mehr galt als die geistige Größe, und daß Friedrich Wilhelm das derbe, unerschrockene Draufgehetum bedeutend mehr schätzte als die feine, bedachtvolle Um-den-Breis-Schleicherei, dazu angetan, den Gegner womöglich schonungsvoll, aber um so gründlicher in die Tauche zu tauchen.

Es ist ja allgemein bekannt, daß Friedrich Wilhelm I. seine herkulischen Grenadiere besonders liebte und ihnen viel Freiheiten gestattete, welche aber schließlich von einigen Bevorzugten derart mißbraucht wurden, daß sie den Zorn und Unwillen des Monarchen in höchstem Maße erregten.

So hatte er u. a. den Leibgrenadiere gestattet, für andere Personen Bittgesuche aufzusetzen und ihm solche zu überreichen.

Die meisten dieser Gesuche erreichten ihren Zweck, und dies gab nun Anlaß, daß sich jedermann an die Grenadiere wandte und auf diese Weise sehr viele, ganz unstatthafte Gesuche dem König überreicht wurden.

Als dieser jedoch den großen Mißbrauch seiner Gnade bemerkte, wies er dergleichen Gesuche zurück und gab ein Verbot, nach welchem, ohne Ausnahme, unterjagt ward, Bittschriften oder Vorstellungen bei ihm zu überreichen, wenn sie nicht ein vereideter Advokat oder Notarius unterzeichnet hatte.

Im Abtretungsfalle aber sollte der Straffällige, nebst einem Hund, am Galgen gehängt werden!

Nach dieser fürchterlich dräuenden Verlautbarung nahmen die Bittschriften an den König ganz gehörig ab, denn jedweder, der nicht der gnädigen Aufnahme eines Gesuches seitens des Monarchen vollkommen sicher war, erbehte davor, ein Bittgesuch einzureichen, ja sogar davor, nur ein Gesuch für einen anderen abzufassen.

Ja, ja, den Gesuchstellern ward es nun äußerst schwül ums Herz, nur einem nicht — Ditrich dem Eisenmann.

Er hatte neben seinem Anwesen auch ein größeres Auenfeld, das ihm einen schönen Ertrag bot, da die Früchte daselbst ausgezeichnet waren und allgemein gesucht und begehrt wurden.

Seit einiger Zeit aber war es mit dem hübschen Einkommen vorbei, denn die nimmersatten Vorstentiere seines Nachbarn, des Amtmannes Wunzelmann, kamen immer herüber und fraßen ihm alles fahl.

Zu wiederholten Malen hatte sich Ditrich an Wunzelmann gewandt, um ihm diesbezüglich Vorstellungen zu machen, und

schlechte, da alles nichts half, von ihm eine ausgiebige Entschädigung zu verlangen. — Doch jedesmal wies ihm der Amtmann mit bitterem

Hohne die Türe und meinte, daß nicht er, der Amtmann, sondern Ditrich verpflichtet sei, an betreffendem Felde Vorkehrungen zu treffen, damit die Schweine nicht schädigendherüberkommen.

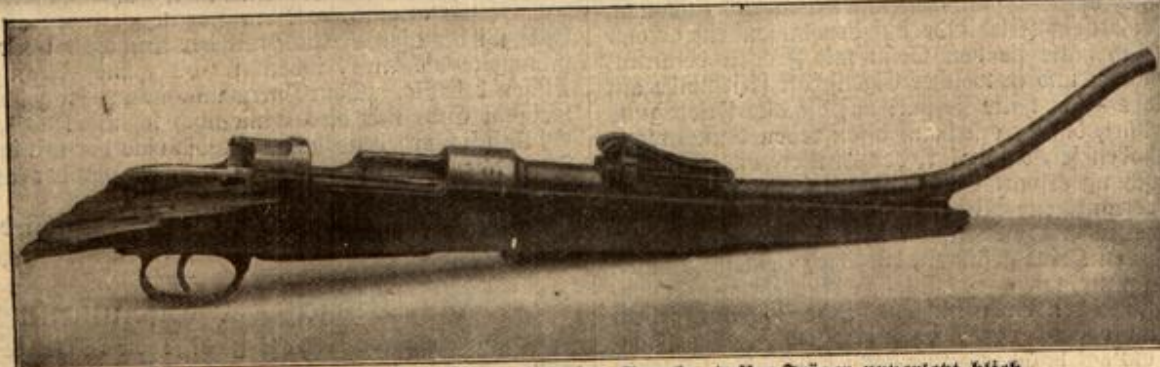
Kurz und gut, Ditrich hatte immer den Schaden und auch noch den Spott und das Nachsehen. Das wurde ihm schließlich zu bunt und er sprach eines Tages zu seiner verwitweten Schwester, die ihm



Graf Leopold Berchtold. (Mit Text.)

gedenkt, und da kannst du dich doch nicht so ganz und gar mit dem Amtmann überwerfen, sonst kommt es ja niemals zu einem Ziele. — „Gahaha!“ lachte Ditrich wild und ingrimmig auf. — „Ja, ja! Ich liebe Aphra, des Amtmanns Schwester, und gedenke,

sie auch zu heiraten, aber der Wunzelmann gedenkt sie mir eben nicht zu geben, und da liegt der Hase im Pfeffer! — Fünfzehn volle Jahre stemmen wir uns beide nun bereits gegen seinen Starrsinn, doch er bleibt bei seinem energischen Nein! Nun aber habe ich die Geschichte gründlich satt, Schwester! In kürzester Zeit, sage ich dir, müssen alle Flöten zu meinen Gunsten spielen! Des Amtmanns eherner Starrsinn muß mit Gewalt übers Knie gebrochen werden! Noch heute — augenblicklich — geh' ich zu ihm, um ihm nochmals, und das zum allerletzten Male, ins Gewissen zu reden, und hört er mich nicht und schmeißt er mich hinaus, dann um so besser, denn dann geht



Ein von einer Granate getroffenes deutsches Gewehr, dessen Träger unverletzt blieb. (Die Waffe ist im Berliner Zeughaus ausgestellt.)

die Geschichte noch rascher von hinten, da von da an der Eisenmann für mich eintreten wird.“ — So sprechend, nahm der Eisenmann

Gut und Stod und eilte fort, ohne die Antwort seiner verblüfften Schwester abzuwarten. — Als er nach geraumer Zeit wieder kam und ihn die Schwester fragte, was er ausgerichtet, antwortete er gleichmütig: „Gut ist's gegangen,

Schwester! Hinausgeworfen hat er mich! Jetzt geht die Geschichte rascher vom Stapel, denn nun geht das Bittgesuch an den König ab!“

„Aber bedenke, du Unglücks Mensch, das strenge Gesuchsverbot des Königs, nach dem jeder am lichten Galgen neben einem Hunde baumeln soll, der es übertritt!“ rief entsetzt die Schwester.

„Ich fürchte kein Gesuchsverbot,“ sprach der Eisenmann ruhig, „denn ich bin im Recht und habe hier im Ort viele Freunde, von denen mir einer sicherlich das Gesuch an den König schreiben wird!“ Und schon war er wieder fort, bei der Türe hinaus.

Diesmal aber kam er erst in den Abendstunden ausgerüstet mit Papier, Tinte und Feder. Auf die Frage der Schwester, was er ausgerichtet, antwortete der Eisenmann: „Gut ist's gegangen,

Schwester! Jetzt komme ich sicher ans Ziel!“

„Und wer hat dir das Bittgesuch geschrieben?“

„Niemand, Schwester! Die feigen Kerle fürchten sich alle vor der Gesellschaft des Hundes am lichten Galgen! Das macht aber alles nichts, denn nun mache ich das Bittgesuch an den König selber!“

„Du bist aber ja des Lesens und Schreibens gar nicht kundig!“

„Desto besser, Schwester, denn um so wirkungsvoller wird mein Gesuch ausfallen, das ich selbst an den König anfertigen werde! Hier habe ich mir schon Papier, Feder und Tinte mitgebracht!“ Und ohne sich nur im geringsten nach den Einwendungen seiner Schwester zu kehren, setzte sich Ditrich sofort an den Tisch und fertigte auf einem Papierbogen mit Feder und Tinte zwei große Kreise, von denen er einen mit unzähligen kleinen Strichlein füllte, während er den anderen Kreis, im Innern, mit mehreren biden Alexen



Stephan Freiherr Surian v. Rajecz.



Vom Kampf um das heilumstrittene Dyrniden:

Furchtbare Wirkung einer einzigen Granate, drei Minuten nach der Explosion photographiert.

Auf Gr
 nom 4. Juni
 18. Armeeke
 Privatsp
 ständigen
 aller Art, g
 tralische un
 zu verkaufen
 weise zum
 kettschlicht
 Jüwelen
 oder verhält
 XV
 Stiefvertr
 Abt. VI a, 1
 Betrifft: Z
 Meine
 das Verbot
 der Heere
 ich dahin:
 Die He
 von Auftr
 ist verboten.
 keine höhere
 über den Bo
 bis zu 1 Ja
 L. 1778.
 freiwilliche
 ab ungültig
 Radesse
 L. 1756.
 Oberpräsid
 Nr. 64, Abt
 Krantius, d
 Modern St.
 Wiesbaden, S
 Gewarlung
 nicht-Winneb
 Wirtelheim
 marlung Jol
 der Sterb
 Radesse
 Meine
 Festlegung



Essenhoten im Zoffener Gefangenenlager. (Mit Text.)

verfah und unter die so vollführten Kreise als Unterschrift einen langen dünnen Strich, und neben ihn einen fetten Alex setzte. „Ja, was soll das alles bedeuten?“ fragte mit gerechtem Erstaunen Dittrichs Schwester.

„Das ist das Gefuch an den König,“ sprach ruhig und gelassen der Eisenmann, „das alles klar und deutlich ausdrückt, was ich zu sagen habe, und das ich morgen Sr. Majestät überreichen werde. Mein Herr und Gebieter wird schon seinen ehe-



Ein Vorkämpfer für französische Kultur. (Mit Text.)

Dittrich die Stube.

In Berlin angelangt, nächtigte Dittrich in einer Herberge und begab sich am nächstfolgenden Morgen nach dem Residenzschlosse, wo selbst er sich erkundigte, wo er wohl den König zu sehen bekommen könne.

Bei einer geeigneten Stelle faßte er Posto, um das Nahen des königlichen Wagens zu erwarten. Als der Monarch angefahren kam, ließ Dittrich ihn hochleben und warf ihm seine Wittschrift in den Wagen.

Der König entfaltete das Papier und befaß, den Mann nach seiner Wiederrückkunft im Schlosse vorzuführen, da er begierig war, zu erfahren, was die merkwürdigen Hieroglyphen in dem Gesuche zu bedeuten hätten.

„Wer bist du, Kerl?! Und was soll diese Schweinerei bedeuten, die du mir gewagt, in meinen Wagen zu werfen?“ so herrschte der



Franz J. Bachingner. (Mit Text.)

Sieger begrüßt du mich wieder.“ Und mit Zuversicht und stolz erhobenem Haupte, als hätte er eine sehr wichtige Staatsaktion vollführt, verließ

schleißt weisend, Dittrich an, der unerschrocken, hochherzigen Hauptes vor ihm stand.

„Mein Name ist Fritz Dittrich, Majestät, bin meines Zeichens Schmied im Grunewald und hatte seinerzeit das Glück, bei den Grenadieren Sr. Majestät zu stehen! Mein Herr und König haben auch den richtigen Ausdruck gewählt, wenn Se. Majestät mein Gesuch als Schweinerei bezeichnet, denn es handelt sich in der Tat um eine solche, da in der Witt-

schrift Vorkentiere die Hauptrolle spielen, da es solche waren, die mir mein schönes Rübenfeld total ruiniert und fahlgefressen haben. Ich bezeichne te in diesem meinem Gesuch auch diesen Umstand klar und deutlich. Der

Kreis mit den zahlreichen Strichlein, welche die Rüben darstellen,

ist nämlich das schöne Rübenfeld, wie es früher ausgesehen hat, der Kreis aber mit den dicken Alexgen stellt mein Rübenfeld dar, wie es jetzt aussieht.

General d. Inf. Stephan v. Zartotie, zum Landeschef u. kommandierenden General von Bosnien und der Herzegowina ernannt.

Verschwunden sind die Rüben, Die Schweine sind geblieben.

Die fetten Schweine aber gehören nicht mir, Majestät, sondern einem Beamten Euer Majestät, Amtmann Bunzelmann, der mich hinausgeworfen hat, als ich von ihm Schadenersatz verlangte.

Die ganze Schweinerei, die angerichtet worden ist, und nun vor Euer Majestät liegt, ist soweit nicht meine Schuld, sondern die Schuld Bunzelmanns, und ich wagte, mich deshalb an meinen



Vom Kriegsschauplatz in Westlandern: Dorfstraße in Ghelubelt nach dem Kampf.

Derer und König zu wenden, um dem Amtmann zu beweisen, daß er nicht nach den Sagen unseres erhabenen Königs vorgeht, dem stets das gute Recht, die Gerechtigkeit als das Höchste galten!"

Friedrich Wilhelm sah den Sprecher groß an und in seinen Augen leuchtete ein Etwas, das erkennen ließ, daß ihm das feste, unerlöschende Auftreten seines ehemaligen Grenadiers nicht übel gefalle und gleichzeitig zuckte es wie ein verhaltenes Lachen um seine Mundwinkel.

"Dir liegt also sehr viel an deinem Rübenfeld?" sprach der König wohlwollend.

"Sehr viel, Majestät, aber noch mehr an dem guten Recht. Mit Freuden würde ich mein Rübenfeld Euer Majestät überlassen, wenn die Gerechtigkeit den Sieg davonträgt!"

"Sapperlot, bist du aber großmütig!" rief der König, in immer bessere Laune gerathend. "Was würdest du dir aber denken, wenn ich dein Rübenfeld nicht annehmen würde?"

"Daß mir Majestät in Ihrer großen Gerechtigkeitsliebe trotzdem Gerechtigkeit widerfahren lassen wird!"

"Gut pariert, mein lieber Grenadier, und nun noch eins; du hast hier an Stelle der Unterschrift am Schlusse der Bittschrift einen langen, dünnen, senkrechten Strich gemacht und daneben einen großen, fetten Tintenfler. Was soll das bedeuten?"

"Der dünne Strich, Majestät, das ist meine ausgehungerte Benigtheit, der dicke Pagen aber, das ist das ausgemästete Bäuchlein des Amtmannes Wunzelmann, der sich an dem fastigen Fleische der Vorkentiere gütlich tut, die von meinen Rüben fett geworden."

Der König lachte hell laut auf. "Du bist ein Mordsterk, Ditrich, deine Sache soll zu deinen Gunsten erledigt werden!"

Bei diesen Worten warf er einige Beilen auf das seltsame Gesicht des Bittstellers und übergab es ihm mit der Bemerkung: "Nimm dein Gesicht wieder mit und zeige es dem Amtmann und sage ihm, daß du bei mir gewesen und daß ich beschlossen, das dünne Strichlein zu meinem Hofschnied zu ernennen, den diden Pagen aber zur Tragung des dir verursachten Schadens zu verurtheilen."

"Majestät machen mich durch Ihre Guld und Gnade zum glücklichsten Menschen auf der Welt," stammelte Ditrich außer sich vor Freude, "doch wäre mein Glück noch bei weitem größer, wenn mir Majestät noch die Gnade erweisen würden, mein Rübenfeld als Geschenk von einem einmaligen treuen Grenadier huldvollst anzunehmen!"

"Na, wenn's dir Spaß macht, mein lieber Hofschnied, dann mag es geschehen und soll, von heute ab, dein Rübenfeld das "Königsfeld" heißen!"

Hochbeglückt eilte Ditrich nach Hause, woselbst seine Schwester mit bangen Sorgen seiner Rückkunft harrete.

"Um's Himmelswillen, Fritz, wie ist die Geschichte ausgefallen?" stammelte sie angstvoll und hochklopfenden Herzens, als er eintrat.

"Siege, Sieg, auf allen Linien, Schwester!" jubilierte Ditrich. "Beim König gewesen und Recht erhalten und obendrein Hofschnied geworden! Auch bereits beim Amtmann vorgesprochen; doppelte Entschädigung von ihm fürs Rübenfeld erhalten und dazu die Hand seiner Schwester, meiner lieben Apha, der zukünftigen Frau Hofschniedin! In vierzehn Tagen bereits ist Hochzeit, und der vornehmste Schmund auf der Festtafel muß mein Gesicht an unseren gütigen König sein, das ich mit meinem Wahlspruch in einen kostbaren Goldrahmen fassen lasse:

"Freich gewagt ist halb gewonnen —

Nur sich niemals lang besonnen; —

Weiß man nicht ein, nicht aus, nicht wie?

Bricht man das Schicksal übers Knie!"

Bedeutungsvolle Zufälle in der Weltgeschichte.

Auf die Geschehnisse des einzelnen sowie auf die Schicksale ganzer Völker hat zu allen Zeiten das von niemanden absichtlich herbeigeführte Zusammentreffen an sich ganz belangloser Umstände, oder das nicht vorhergesehene Eintreten von Ereignissen, also der Zufall, nicht selten bestimmend eingegriffen. Die weltgeschichtlichen Begebenheiten, wo es lezten Endes nur ein Zufall war, daß diese überhaupt in Erscheinung traten, sind außerordentlich zahlreich und würden mit ihrem mutmaßlichen Zusammenhänge und oft so gewaltigen Folgeerscheinungen die Bände füllen, ohne gänzlich erschöpft zu sein. Es ist für den Geschichtsfreund wie überhaupt für den Gebildeten interessant und lehrreich, einige Fälle aus der Geschichte herauszugreifen.

Nichts anderes als ein Zufall war es, daß gerade Granada, das letzte Bollwerk der Maurenherrschaft, in Spanien gefallen, als Christoph Kolumbus um Bewilligung der Mittel für seine Expedition bei den spanischen Siegern bat. In der freudigen Stimmung des Siegers war der König zu Extraausgaben ziemlich leicht zu bewegen. Die Entdeckung Amerikas durch spanische Schiffe sicherten Spanien Jahrhunderte die Vormacht in dem neuentdeckten

Ertheil. Die unermesslichen Schätze dieses Welttheils kamen vorerst hauptsächlich den Spaniern, wenn auch nur einer verhältnismäßig geringen Anzahl gewissenloser Abenteurer, zugute. Außerdem zog der spanische Staat aus den neuentdeckten Ländern mühelos die Mittel, seine Weltmachstellung lange Zeit zu erhalten.

Als Englands großer Diktator Cromwell seine Gegner niedergewungen, und diese nicht mehr wagen konnten, offen gegen ihn aufzutreten, war auch er wie alle Imperatoren, mehrmals das Ziel geheimer Verschwörungen und Mordanschläge denen er nur durch Zufall entging; so konnte dieser gewaltige Mann in der langen Zeit seiner kraftvollen Regierung den Grund zu der weltumspannenden englischen Herrschaft legen.

In dem siebenjährigen Kriege, wo der große Preußenkönig den Grund zur heutigen Macht Preußens und wohl auch Deutschlands legte, haben an sich ganz belanglose Zufälle mehrmals den Gang der Ereignisse wesentlich beeinflusst.

Beim Überfall von Hochkirch bewahrte der geringfügige Umstand, daß der Husaren general Zieten zufällig einmal noch gerissener oder vielmehr wachsam war wie sein königlicher Herr, das Preußenheer vor der Vernichtung. In der Schlacht bei Kunersdorf waren es einige Teiche, welche sich zufällig im Kampfgebiete befanden, die schließlich den anfänglichen Sieg der Preußen in eine vollständige Niederlage verwandelten.

In der Schlacht bei Torgau, als die Sache des Königs ziemlich schlecht stand, traf diesen eine Musketentugel, welche jedoch nicht mehr Kraft genug hatte, das Helmenherz des Königs zu durchbohren. Sein Tod zu jener kritischen Zeit bedeutete sicher für Preußen eine Katastrophe.

Bekannt ist ja die Legende, nach der der mächtigste Feind in des großen Königs eine Wespe in das Tintenfaß gefallen sein soll, just gerade, als diese das Dekret zur energischen Fortsetzung des Krieges unterzeichnen wollte, worin sie, abergläubisch wie die meisten Herrscher ihrer Zeit, ein böses Omen erblickte und die Unterzeichnung unterließ. Ob diese Episode auf historischer Wahrheit beruht, ist wohl nicht einwandfrei bewiesen. Sicher ist nur, daß die Kaiserin starb, als die energische Fortsetzung des Krieges beschlossene Sache war. Nicht wohl eigentlich die in die Tinte gefallene Wespe als vielmehr das Ableben einer ziemlich alten Frau, welche zufällig die Kaiserin von Rußland war, gab dem siebenjährigen Kriege eine für Preußen so günstige Schlusswendung.

Überaus reich an bedeutungsvollen Zufällen ist die Geschichte der großen französischen Revolution und ihrer auf die Schicksale der europäischen Völker so tief einschneidenden Folgen. Schon der Ausbruch dieser gewaltigen Staatsumwälzung mit seiner elementaren, brutalen Gewalt war nur möglich, daß zufällig, als diese, durch die Ideen und Schriften eines Voltaire und Rousseau geistig vorbereitet, ein schwacher, energieloser Fürst auf dem Thron von Frankreich und Navarra saß. Ein tatkräftiger, energischer Fürst würde den Ausbruch nötigenfalls mit grausamer Strenge unterdrückt und den nur zu berechtigten Unwillen des Volkes durch erlassen zeitgemäßerer Gesetze befänstigt haben. Diese ganze Revolution, welche mit ihren Folgen die furchtbarste Tragödie der Kulturvölker war, konnte dadurch höchstwahrscheinlich verhindert werden. Als die Wogen der Revolution schon ziemlich hoch gingen, kamen auf dem sächsischen Lustschloß Pillnitz die Fürsten Europas zusammen und beschlossen, den mehr als tausendjährigen Thron Frankreichs mit Waffengewalt zu retten. Zufällig war auf dieser folgenschweren Versammlung kein einziger Fürst zugegen, welcher den nachmals und bis heute als richtig geltenden Grundfals vertrat, sich in die inneren Angelegenheiten fremder Völker unter allen Umständen nur dann einzumischen, wenn Leben und Eigentum ihrer eigenen Staatsangehörigen bedroht. Sie alle betrachteten die Niederwerfung der Rebellen als eine ziemlich gemüthliche Promenade nach Paris. Die freiheitsbegeisterten französischen Heere machten indes das Unternehmen zu einer Promenade nach rückwärts, und bewiesen damit wohl zum ersten Male, daß auch ein souveränes Volk wirklich kriegstüchtig sein kann. Der beispiellos schnelle Aufstieg des kleinen Korporals und nachmals so großen Kaisers, nicht minder sein jäher Sturz, war nur möglich, indem eine Reihe Zufälle das eine wie das andere begünstigte. Hätten z. B. in der Schlacht bei Arcole nicht eine Anzahl Grenadiere ihren in die Sümpfe geratenen Obergeneral Bonaparte gerettet, so wäre die gewaltige Persönlichkeit, deren strategisches und staatsmännisches Genie zwei Jahrzehnte der europäischen Geschichte den Stempel aufdrückte, am Anfang ihrer Laufbahn ausgeschaltet worden. Als Konsul, wie als Kaiser, ist Napoleon zufällig oder wie durch ein Wunder der Ermordung durch fanatische Parteigänger entgangen.

Der Sturz dieses letzten Cäsars wurde ebenfalls durch Zufälle eingeleitet, allerdings durch Naturereignisse, die zu anderen Zeiten und unter anderen Verhältnissen auf seine Macht ohne wesentlichen Einfluß bleiben mußten, in den gegebenen Verhält-

nissen des russischen Heerzuges seinen Fall aber einleiteten. Die planmäßig von den Russen vorbereitete Niederbrennung Moskaus konnte nur dann in dem gewünschten Umfange gelingen, wenn die Flammen durch Sturm angefacht wurden, und richtig erhob sich der Sturm zur rechten Zeit, um die Stadt soweit einzusichern, daß eine Überwinterung der großen Armee unmöglich wurde. Dann traten Regengüsse ein und retteten den Rest. Welchen gewaltigen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte mußte es gehabt haben, wenn diese natürlichen Witterungserscheinungen ausgeblieben oder in umgekehrter Reihenfolge eingetreten wären?

Auch der Rückzug der großen Armee hätte zu keiner so furchtbaren Katastrophe führen können, wenn nicht der Winter in jenem Jahre auch für russische Verhältnisse sehr früh und noch dazu außergewöhnlich streng eingetreten wäre. Nur dadurch war es möglich, daß die Vernichtung der großen Armee eine fast vollständige wurde. Wenn man erwägt, welcher riesenhaften Anstrengungen es den Völkern Europas auch nach der Vernichtung der sieggewohnten französischen Regimenter noch bedurfte, um den Titanen endgültig niederzuringen, so ist schwer anzunehmen, daß auch ohne die der großen Armee so verhängnisvoll werdenden meteorologischen und klimatischen Zufälligkeiten die Herrschaft der Franzosen auf dem europäischen Kontinent so bald gebrochen werden konnte; allerdings würden die Freiheitskriege wahrscheinlich gänzlich überflüssig gewesen sein, wenn es den Kosaken Schwärmen gelungen wäre, den flüchtenden Kaiser abzufangen.

Zum Schluß mögen hier noch zwei Fälle Erwähnung finden. Der eine, weil er die jetzt im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehende türkische Geschichte berührt; der andere, weil er in seinen Folgeerscheinungen zur Gründung des Deutschen Reiches führte. Als in der letzten Zeit des griechischen Freiheitskampfes 1827 die damaligen europäischen Seemächte England, Frankreich und Rußland, gedrängt durch die den Griechen sympathische öffentliche Meinung, sich entschlossen, zugunsten der Griechen einen Druck auf die Pforte auszuüben, und ihre vereinigten Geschwader sich anschickten, den Hafen von Navarin zu blockieren, entstand zwischen der dort stationierten türkischen Flotte und dem vereinigten Geschwader der Seemächte wegen eines Blockadebrechers eine kleine Schießerei, welche schließlich in eine von keinem Teil gewollte furchtbare Seeschlacht ausartete, in deren Verlauf die gesamte türkische Flotte von dem überlegenen Geschützfeuer der Verbündeten vernichtet wurde. Von diesem Schlage, der den Türken aus Anlaß eines verhältnismäßig geringfügigen Zufalls zugefügt wurde, hat sich das Osmanenreich nie wieder erholen können; jetzt unternehmen es sogar ihre einstigen Vasallen, dem einst so mächtigen Reiche den Garaus zu machen.

Nichts anderes als ein Zufall war es auch, daß die spanischen Notabeln 1870 den gerade vakanten Thron einem Hohenzollernprinzen anboten, welcher Umstand doch mindestens mittelbar den Deutsch-Französischen Krieg veranlaßte, dessen weltpolitischer, bedeutungsvoller Schlußakt die Gründung des Deutschen Reiches war.

Wert und Verwertung des Geflügeldüngers.

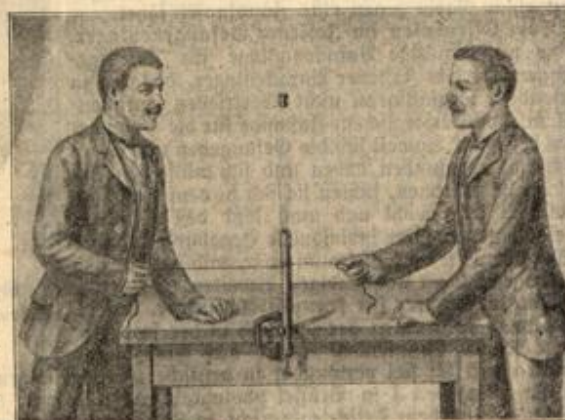
Bei der Rentabilitätsberechnung unseres Hausgeflügels wird der Dünger oft unberücksichtigt gelassen und doch bildet er gerade einen Wertfaktor, der zugunsten unserer Geflügelhaltung sehr in die Waagschale fällt. Dies mag seinen Grund darin haben, daß die geringe Menge des Mistes unbeachtet bleibt, oder es sind wohl auch schon schlechte Erfahrungen mit ihnen infolge unrichtiger Anwendung gemacht worden. Am niedrigsten werden die wässrigen Exkremente der Enten und Gänse eingeschätzt. Wenn diese auch nicht so viel Stickstoffgehalt haben als der Hühnerdünger, so übertreffen sie doch den des Kuhmistes um das Dreifache, und an Phosphorsäure haben sie fast den zehnfachen Gehalt, auch der Kaligehalt ist recht bedeutend. Da der Geflügeldünger meistens nur in geringer Menge zur Verfügung steht, so beschränkt sich seine Verwendung meistens auf den Hausgarten und hier wird oft das Gute zu viel getan, als die Gaben an die einzelnen Kulturpflanzen zu reichlich ausfallen, wodurch dieselben gefährdet werden. Geflügeldünger ist gleich Pferdemist etwas hitziger Natur und darf deshalb auf trockenem sandigem Boden in größeren Mengen nicht gegeben werden, dagegen wird er in feuchtem kalkgründigem Boden direkt Wunder wirken. Am segensreichsten wirkt er, wenn er in flüssigem Zustande bei Regenwetter als Düngung den einzelnen Kulturgewächsen gegeben wird. Zu diesem Zweck beschafft man sich ein leeres Petroleumfaß — diese Fässer sind billig zu haben — schüttet den frischen Dünger hinein, übergießt mit Regenwasser oder sonstigem abgestandenem Wasser und stellt das Faß an ein sonniges Plätzchen, damit der Dünger tüchtig vergären kann. Ist dies geschehen, so wird der Dünger abermals mit Wasser verdünnt und ist nun gebrauchsfertig. Auf Bauern-

höfen läßt der Geflügeldünger sich noch in anderer Weise zur Verstärkung des Kuh- und Pferdemistes nutzbringend verwenden, indem er in der Grube gleichmäßig mit diesem vermischt wird und auf diese Weise seine Überproduktion an Stickstoff und Phosphorsäure usw. diesen mitteilt. Stehen diese anderen Dünger nicht zur Verfügung, so mußte der Geflügeldünger für sich schon im Geflügelstall konserviert werden, damit die Ammoniakstoffe sich nicht verflüchteten. Dies geschieht am besten dadurch, daß der Dünger von Zeit zu Zeit mit einem Material bedeckt wird, das die Ammoniakstoffe bindet. Hierzu eignen sich am besten Gips- und Kalkstaub und in Ermangelung dieser Torfmoos oder trockener Sand. Wir werden finden, daß Geflügeldünger, richtig angewendet, Wunder wirkt. C. Fusch.

Zeitvertreib

Die Reibungskanone.

Jedenfalls altes Stüd Metallrohr läßt sich leicht aufstreifen. Es ist ganz gleich, woraus es besteht, ob aus Messing, Eisen oder einem sonstigen Metall. Nur nicht allzu dick soll seine Wandung sein. Dieses Rohr lassen wir uns vom Klempner zuldten, vorausgesetzt, daß es uns nicht gelangt, ein überhaupt mit einem Boden versehenes Metallrohr aufzuspinnen. In dieses Rohr bringen wir einige Tropfen Äther, zehn bis zwölf dürften genügen. Da der Äther ebenso wie Benzin eine feuergefährliche Flüssigkeit ist, so ist es selbstverständlich, daß wir bei seiner Anwendung dienliche Vorsicht walten lassen, und daß wir vor allem nie in der Nähe eines Lichtes, einer Lampe oder des Ofens damit experimentieren.



Wir nehmen deshalb den Versuch am besten bei Tageslicht vor. Haben wir die paar Tropfen Äther eingegossen, so verstopfen wir unser Rohr mit einem Kork, der zwar gut schließen, jedoch nicht allzupast hinein gepreßt sein muß. Schließlich wird die Röhre mit dem Kork nach oben an der Tischkante festgeschraubt, was sich mit Hilfe zweier jener Zwingen, wie man sie zu Laubsägearbeiten benutzt, leicht bewerkstelligen läßt. Nun holen wir eine längere Schnur herbei, die wir ein einziges Mal herumlegen. Das eine Ende fassen wir, das andere faßt unser Freund. Bald zieht er an seinem Schnurende, bald ziehen wir, so daß also die Schnur fortwährend hin und her bewegt wird. Wir brauchen gar nicht lange zu ziehen, so gibt es plötzlich einen Knall, eine Art von Kanonenschuß en miniature, und die Kanonenkugel, in diesem Falle der Pfropfen, fliegt an die Decke. Was ist geschehen? Warum ist unsere Kanone losgegangen? Nichts einfacher, als die Erklärung. Durch Reibung wird Wärme erzeugt. Äther ist ein leicht flüchtiger Körper, der schon bei gewöhnlicher Zimmertemperatur verdampft. Die wenigen in das Metallrohr gegebenen Tropfen haben also genügt, um das ganze Innere mit Ätherdampf anzufüllen. Der Pfropfen verhinderte diesen Ätherdampf am Entweichen. Durch das Hin- und Herbewegen unserer Schnur haben wir die Außenwandung des Metallrohres gerieben, durch die Reibung wurde Wärme erzeugt, und da die Metalle gute Wärmeleiter sind, so wurde diese Wärme nach innen fortgeleitet. So erwärmten sich auch die Ätherdämpfe, und da sich von allen Körpern die gasförmigen bei der Erwärmung am stärksten ausdehnen, so haben sich diese Dämpfe in unserm Fall ganz besonders stark ausgedehnt. Infolge dieser Ausdehnung übten sie einen Druck auf das Innere der Röhre und auf den Korkpfropfen aus, der zuletzt diesem Druck nachgab und genau so herausflog, wie die durch die Ausdehnung der Pulvergase aus dem Kanonenrohr geschleuderte Kugel.

Unsere Bilder

Waffenbrüder auf dem Kriegsschauplatz in Rußisch-Polen. In den Wald-, Land- und Sumpfgebieten des dortigen Kriegsschauplatzes haben die österreichisch-ungarischen Truppen mit großem Geschick Schmalspurbahnen gebaut, durch die die Munitions- und Lebensmittelzufuhr, wie der Abtransport Schwerverwundeter wesentlich erleichtert wird. Als Unterlage in den Sümpfen dienten große, roh zubehauene Baumstämme. Die Bahnen haben teilweise eine Länge von vielen Kilometern. Unsere Aufnahme zeigt deutsche und österreichisch-ungarische Offiziere und Mannschaften an der Feldbahn.

Zum Wechsel im österreichisch-ungarischen Ministerium des Äußern. Graf Berchtold stand als Nachfolger des Grafen Aehrenthal seit Mitte Februar 1912 an der Spitze des österreichisch-ungarischen Ministeriums

des Außern. Vorher war er mehrere Jahre lang Botschafter in Petersburg gewesen. — Der neue Minister des Auswärtigen, Stephan Freiherr Burian v. Rajecz, steht im Alter von 63 Jahren und bekleidete zuletzt die Stellung eines ungarischen Ministers beim kaiserlichen Hoflager. Von 1903 bis 1912 war er mit der Leitung des gemeinsamen Finanzministeriums und der Verwaltung von Bosnien und der Herzegovina betraut. Er ist der Schwiegersohn des bekannten ungarischen Staatsmannes Baron Fejervary und gilt als einer der vertrauesten Freunde des gegenwärtigen ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza.

Die Wirkung einer Granate, die unser Bild veranschaulicht, ist auf die gewaltige Explosionskraft des Sprengstoffes zurückzuführen, mit dem die Granate geladen ist. Bei der modernen Artillerie kommen hauptsächlich zwei Arten von Granaten zur Verwendung, die Minengranate und die Sprenggranate. Während die letztere hauptsächlich bei der Bekämpfung lebender, gedeckter Ziele verwandt wird, und zwar durch die Splitterwirkung der zersprengten Geschosswandung, dient die erstere, die Minengranate, hauptsächlich der Zerstörung nicht lebender Ziele, wie Einbautungen, Festungswerke. Sie erreicht ihren Zweck durch eine möglichst kräftige Sprengladung. Die Wandung wird so dünn als zulässig gewählt, so daß das Gewicht der Sprengladung bis zu 15 und 20 Prozent des Gesamtgewichts gesteigert werden kann. Die Zündung erfolgt durch Aufschlagszünder, die meist in der Weise konstruiert sind, daß ein schwerer Bolzen, der in einer Hülse gleiten kann, infolge des Beharrungsvermögens beim Aufschlagen mit einer Nadel gegen eine Zündspitze fährt.

Vom Essenholen im Zoffener Gefangenlager. Eine musterergültige Barackenanlage für Kriegsgefangene ist das Zoffener Barackenlager, das sich in besonders sorgfältigem, nicht übertrieben sentimentalem, doch fürsorglichem Zustande für die Gefangenen befindet. Soweit sich die Gefangenen mit ihrem Schicksal abgefunden haben und sich willig den Befehlen unterordnen, fühlen sie sich in dem Gefangenlager sehr wohl und man läßt den einzelnen Gefangenen für ihre individuelle Begabung und ihre Fähigkeiten freien Spielraum außerhalb der für das Gefangenlager notwendigen Arbeiten.

Ein Vorläufer für französische Kultur. Unsere Abbildung stellt einen der zahlreichen in der französischen Armee kämpfenden Neger aus Französisch-Guinea dar. Er fiel verwundet in deutsche Kriegsgefangenschaft, wurde im Kriegsloslager I in Brüssel photographiert und sagte bei seiner Vernehmung vor dem Feldkriegsgericht in Brüssel unter anderem aus, daß in seinem Heimatdorf die Menschenfresserei üblich sei.

Frantz J. Bachinger, der den Gouverneur von Warschau, Baron v. Korff, gefangen nahm und dafür das Eiserne Kreuz 1. Classe erhielt.

General der Infanterie Bruno v. Andra, der kürzlich mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet wurde, ist seit 1912 Kommandierender General des XVI. Armeekorps in Reg. Er ist aus dem Pionierkorps hervorgegangen, also aus derjenigen Spezialwaffe, deren hervorragende Leistungen im gegenwärtigen Kriege besondere Beachtung finden. Er trat im Oktober 1870 in das Garde-Pionierbataillon ein und ist später nacheinander Direktor der Artillerie- und Ingenieurschule, Chef des Stabes der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und Inspektor der 2. Pionierinspektion gewesen. 1907 wurde er Kommandeur der 39. Division, 1910 Gouverneur von Reg., 1911 Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen.



General der Infanterie v. Andra,
kommandierende General des XVI. Armee-corps.
Photographie Albert Meier.

Allerlei

Nobel. „Ein armer, brotlos gewordener Schauspielerkollege bittet um eine kleine Unterstützung!“ — Hier haben Sie einen Vorbesitzer!“

Unverkäuflich. Mr. Smith, der kein Feind des Alkohols ist, steht verdächtigt vor einem Schaufenster und liest: Kognat, 50 Jahre alt. „Was ist das für ein Unsinn,“ meint er, „daß man Kognat so lange aufbewahrt!“

„Was die Ihr geschlagen hat. Ein Brautpaar ging zur Kirche, um sich trauen zu lassen. Der Geistliche, den Amtsgeschäfte aufhielten, kam lange nicht. Die gelangweilte Frau fragte ihren künftigen Ehegatten, wie viel Uhr es sei. — „Was geht das dich an?“ brummte der Bräutigam barsch. — „Ja, du hast recht,“ sagte die Braut, „ich weiß jetzt schon ungefähr, was die Ihr geschlagen hat!“ Sie stand auf und verließ die Kirche. Da beugnete ihr der Pfarrer, den sie nun umzukehren bat, da es noch zu früh sei, sich zu verheiraten.“

Erzherzog Karl und Moreau. Als zu Ende des Jahres 1800 der Erzherzog Karl den Oberbefehl über die österreichische Armee in Deutschland, die auf dem Rückzuge nach Wien begriffen war, wieder übernommen hatte, warbte er sich sogleich an den französischen General Moreau um die Freilassung des gefangenen Generals Spanochy. Er schrieb an Moreau: „Er wisse wohl, daß eine solche Bitte ungewöhnlich sei, allein er mache diesmal eine Ausnahme von der Regel, indem er sich für den Freund seiner Jugend, seinen ehemaligen Erzieher, verwende.“ — Moreau antwortete sogleich: „Spanochy ist auf sein Ehrenwort entlassen, und in zweimal 24 Stunden haben Sie ihn in Wien.“ Der Erzherzog eilte nun seinem Freunde entgegen. Sinter Linz stieß er auf mehrere Verwundete, die aus Mangel an Fuhrwerk unter vielen Beschwerden von ihren Kameraden getragen wurden, da man der Pferde zur Fortschaffung der Kanonen bedürftig war. „Spann

die Kanonen aus," gebot der Erzerzog, „besser, daß sie in die Hände des Feindes fallen, als diese braven Krieger!" Dies geschah. Die Kanonen wurden von den Franzosen genommen; kaum erfuhr es aber Moreau, so sandte er sie an die Österreicher mit den Worten zurück: „Was aus Menschenleben geopfert worden, kann bei zivilisierten Nationen nicht als Beute gelten."

Gemeinnütziges



Die Hausfrau im März. Der März macht es der Hausfrau möglich, den häuslichen Tisch abwechslungsreicher zu besetzen; denn er bringt frische Eier. Mannigfache leichte, aber wohlschmeckende Gerichte können davon zubereitet werden, z. B. Eierkuchen, Eieraufschlag usw. Für den einfacheren Tisch spielt das gefottene Ei in vielfacher Verwendung eine Hauptrolle. Dazu kommt schon junger Blattsalat auf den Tisch, und Frühlingssuppen wechseln miteinander ab. Sie werden wegen des frischen, belebenden, durch leichte Bitterkeit oder Säure bewirkten Einflusses auf den Magen von vielen Leuten sehr geschätzt. Von dem Fleisch wird Kalbfleisch jetzt immer begehrt und wohlfeiler. Die Zubereitung kann selbstverständlich in mannigfacher Weise erfolgen. — Große Sorgfalt hat die Hausfrau im Monat März der Bekleidung zuzuwenden. Die rauhe Bitterkeit erfordert noch eine warme Kleidung. Besonders das Schuhwerk muß gut instand gehalten werden; damit nasse Füße vermieden werden. Auf die Pflege der Fußbekleidung muß daher großes Gewicht gelegt werden. Keine Hausfrau versäume also, das Schuhwerk gut zu reinigen und zu schmieren. Lederöl, Talg, Schmalz, Tran, Rizinusöl sind jedoch als Schmiermittel nicht zu empfehlen, da das Schuhwerk davon schmierig wird. Am besten ist eine Lösung von weichem Paraffin in Benzin. Damit muß im warmen Zimmer das Oberleder und die Sohle bestrichen werden. Da das Benzin schnell eindringt, kann das Bestreichen so lange wiederholt werden, bis das Leder gefättigt ist. — Bei Erkältungskrankheiten ist eigene Hilfe oft sehr nützlich und das schnelle Eingreifen der Hausfrau ist schätzenswert. Daher sollte keine Hausfrau verkümmern, sich über Krankheitskunde und Krankenbehandlung genügende Kenntnisse anzueignen. A.

terie v. Mudra,
des XVI. Armeekorps.
ert Meyer.

Eine billige und lödrende Tugender geben die überall erhältlichen Sägepläne, welche mit Zauche getränkt gleichzeitig den Boden verbessern. Im Nothfalle erweisen sie sich als Ertrag für Torfmüll.

Schneeglöckchen gedeihen am besten im Halbschatten unter Sträuchern, wo sie auch langsamer verblühen. Der Ort darf nicht zu naß sein, weshalb abhängiges Gelände die beste Pflanzstelle bildet.

Die **Aproliso** legt hervortragend gute Früchte an, wenn sie in freier Lage wächst. Zwar werden am Spalier die Früchte größer, sie kommen auch früher zur Reife, aber die Saftfülle, und Wohlgeschmack von Früchten, die an freistehenden Bäumen gewachsen sind, weisen sie nie auf.

Blätteisen fühlen auf dem Rost sehr schnell ab. Deshalb empfiehlt uns eine Leserin, statt des Rostes einen gut erhitzten, weißen Ziegelstein zu benutzen, der die Säge sehr lange hält und dem Blätteisen nichts davon nimmt.

Symptoms.

Ein Teil von Irland wird benützt,
Damit vor Kälte er dich schützt.
Kris Guggenberger

Geography.

Wenn mit dem o wir's sehen,
Dann fühlen wir des Leuzes Näh',
Der Nabeln hat es viel mit a,
Doch kann's damit nicht nähen.
Julius Fald.

Silberrätzel.

a, ad, di, di, en, en, ge, go
in, in, le, ler, les, lin, na, nu,
on, pe, po, sing, te, zep.

Aus vorstehenden 21 Silben sind 8 Wörter zu bilden, welche bezeichnen:
 1) Eine Stadt in Italien. 2) Einen Raubvogel. 3) Einen deutschen Dichter. 4) Eine Farbe. 5) Einen bekannten Feldmarschall. 6) Einen Basallenstaat Englands. 7) Ein Haustier. 8) Einen französischen Kaiser.
 Die Anfangs- und die Endbuchstaben der einzelnen Wörter ergeben zwei heilumstrittene Schlangengebiete. (C. Wahl.)

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Liebe und Rauch sind nicht zu vergeben.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Steisser, gedruckt und herausgegeben
von Greiner & Steisser in Stuttgart.